

Publiziert in: *Coincidentia. Zeitschrift für europäische Geistesgeschichte* 4.2 (2013),
hg. v. Kirstin Zeyer und Wolfgang Christian Schneider, Aschendorff
(Kueser Akademie für europäische Geistesgeschichte, Bernkastel-Kues), 377-395.

Werner Stegmaier

Keine Angst vor dem Relativismus. Der Halt der Orientierung*

Wenn man vor einem Jahrhundert noch den Nihilismus fürchtete, die Einsicht, dass Jahrtausende alte oberste Werte durch die funktionale Differenzierung der modernen Gesellschaft ihre Glaubwürdigkeit verloren haben, schreckt heute der Relativismus, die Angst, alles könnte beliebig sein. Bei beidem, dem Nihilismus und dem Relativismus, geht es um den Halt unserer Orientierung, unserer Fähigkeit, uns in unserer Welt zurechtzufinden und mit ihr zurechtzukommen. Unsere Orientierung schafft sich Halt jedoch anders als in obersten Werten und in absoluten Wahrheiten, sich schafft ihn durch ihre eigene Strukturierung. Das ist bisher kaum aufgefallen. Den Begriff der Orientierung hatten Moses Mendelssohn und Immanuel Kant am Ende des 18. Jahrhunderts aus der Geographie in die Philosophie übertragen. Seither hat er eine steile Karriere gemacht und wird nun überall, im privaten wie im öffentlichen Leben, unablässig gebraucht. Wendet man ihm sich philosophisch zu, klärt man ihn in einer Philosophie der Orientierung auf, so sieht man, dass die Orientierung selbst es ist, die allem Übrigen hinreichenden Halt gibt.

1. Die Funktion der Orientierung, die Angst vor Desorientierung

Funktion der Orientierung ist zunächst, sich in einer neuen Situation zurechtzufinden. Zuerst vor Ort: man muss z.B. Rechts und Links unterscheiden können, was meistens, aber, wie wir wissen, nicht immer ohne weiteres gelingt, man muss Karten lesen und ihnen folgen können, was sich schon schwieriger gestalten kann, zumal wenn man sich über die Himmelsrichtungen nicht im Klaren ist, und auch ein Navigationsgerät kann in die Irre führen. Orientieren können muss man sich aber nicht nur räumlich, in einem fremden Zimmer, einer fremden Stadt oder einem fremden Land, sondern etwa auch in einem Gesicht von jemandem, mit dem man es zu tun hat und das, schon bevor der andere gesprochen hat, sehr viel besagt, ohne dass man genau benennen könnte, was. Ebenso muss man sich in Gesprächen orientieren, die immer wieder überraschende

* Stark überarbeiteter öffentlicher Vortrag am Hospitalhof Stuttgart am 27. September 2011 zum Thema „Woran sollen wir uns halten, wenn alles relativ geworden ist?“ Die folgenden Ausführungen beruhen im Wesentlichen auf der *Philosophie der Orientierung* (Berlin / New York 2008), führen aber auch darüber hinaus. Auf einen wissenschaftlichen Apparat wird hier verzichtet.

Wendungen nehmen können; in Verträgen und ihrem Kleingedruckten, in dem man sich rasch verheddern kann; in Gebrauchsanweisungen, die komplizierter sein können als der Gebrauch; im Internet, in dem man so oft anderes findet, als man gesucht hat; in einem Buch, dessen Titel noch wenig verrät; in einer Wissenschaft, in die man sich erst einarbeiten muss; in der Politik, die oft unverständlich ihre eigenen Wege geht, usw. usw. und schließlich im Leben überhaupt, das man nicht erst studieren kann, bevor man seine — im Nachhinein richtigen oder falschen — Lebensentscheidungen trifft. Dabei geht es fürs Erste darum, in einer neuen Situation über diese Situation Übersicht zu gewinnen, um das Richtige, das hier und jetzt Passende, tun zu können. Jede Situation ist mehr oder weniger neu, alles hat seine Zeit, etwas hat sich stets geändert, es kann immer Überraschungen geben — eben das ist es, was man alltagssprachlich ‚Leben‘ nennt. So ist jede Orientierung (mehr oder weniger) eine Neuorientierung, und jede solche Neuorientierung kann gelingen oder nicht, sie ist immer (mehr oder weniger) riskant. Bei jeder Orientierung, heißt das, droht auch Desorientierung: Wenn man sagt, man suche in der Orientierung ‚Halt‘ zu gewinnen, so besagt das, wenn man es beim Wort nimmt, dass man fürchtet, zu fallen oder wie alles, was der Zeit ausgesetzt ist, zu verfallen. Orientierung, so leicht sie meist fällt, ist dennoch immer (mehr oder weniger) der Angst ausgesetzt. Aus Angst und, wenn sie anhält, Verzweiflung aber will man so rasch wie möglich heraus. Es ist die Angst vor Desorientierung, die zur Orientierung treibt und nach einem Halt in ihr suchen lässt.

2. Unhaltbarkeit von Letztbegründungen

Um so mehr haben Philosophen für die menschliche Lebensorientierung einen *festen* Halt und, damit er unerschütterlich fest ist, einen *letzten* Halt gesucht und diesen letzten Halt von einer *Letztbegründung* erwartet. Philosophen wissen nicht wesentlich mehr vom Leben als die andern, sie können ja auch nur *ihr* Leben leben. Sie können das Leben aber methodisch daraufhin beobachten, *wie* es gelebt wird, und zugleich beobachten, wie Wissenschaft betrieben wird und nach welchen Maßstäben gehandelt werden soll. All dies, Maßstäbe des Lebens, der Wissenschaft und der Moral, sind hohe Verallgemeinerungen und damit starke Abkürzungen. Da man nur sehr begrenzt sagen kann, wie das Leben verlaufen wird, das Leben nicht nur des Einzelnen, sondern auch der Gesellschaften, des Planeten Erde und des Universums im Ganzen, da all dies jenseits enger Grenzen, es berechenbar zu machen, rasch unübersichtlich wird, will man doch wenigstens sagen können, wie es im Allgemeinen ist oder sein soll.

In zweieinhalbtausend Jahren Philosophie ist es allerdings nicht gelungen, sich auf unstrittige letzte Gründe des Seins und Sollens festzulegen. Von letzten Gründen des Seins hat man in der Moderne nach und nach abgelassen, aber mit dem Sollen hat man es bis in unsere Tage hinein weiterhin versucht. Schule haben mit ihren Letztbegründungsversuchen in der Praktischen Philosophie zuletzt Karl-Otto Apel und Jürgen Habermas gemacht; Habermas blieb dabei zurückhaltender. Der Versuch bestand, kurz und schlicht gesagt, in dem Argument, dass man dem Satz des zu vermeidenden Widerspruchs, den Aristoteles als sicherstes Prinzip des Denkens benannt hatte, nicht widersprechen könne,

ohne ihn zugleich zu bestätigen. Der Satz besagt, dass demselben in derselben Hinsicht nicht zugleich etwas und sein Gegenteil zukommen kann, man z.B. nicht zugleich sagen kann, ‚etwas fährt‘ und ‚es steht‘ oder ‚die Aussage ist wahr‘ und ‚die Aussage ist nicht wahr‘. Widerspricht man dem Satz des zu vermeidenden Widerspruchs, sagt man also, dass er *nicht* gilt, setzt man dabei — das ist das Argument — schon voraus, dass er entweder gilt oder nicht gilt, und also bestätigt man ihn. Apel und Habermas folgern für die Praktische Philosophie daraus, dass man allein dadurch, dass man spricht oder, wie sie sagen, kommunikativ handelt, einen Geltungsanspruch erhebt, also Wahrheit verspricht und dass man auf dieses Wahrheitsversprechen eine für alle gleichermaßen gültige, also allgemeingültige Moral oder kurz: eine ‚Universal-moral‘ begründen könne. Eine so begründete Universal-moral wäre dann ein für alle logisch Denkenden und Sprechenden gleichermaßen einsehbarer letzter Grund, auf den man das Leben der Gesellschaft bis hin zur Weltgesellschaft bauen und ihr einen absoluten Halt geben könne.

Dass der Satz des zu vermeidenden Widerspruchs hier auf sich selbst bezogen wird, ist ein vielen schon verdächtiger logischer Zirkel. Doch gegen einen Selbstbezug als solchen ist nichts einzuwenden, im Gegenteil: Selbstbezügliche Argumente können Argumentationen abschließen, sie binden gleichsam eine Schleife, machen einen Knoten und halten so weitere Fragen nach weiteren Gründen ab. Sie sind jedoch immer noch möglich. Denn ein letztgültiger Satz ist, wenn er begründet wird, eben nicht der letztgültige. Selbstbezüge können also wohl Anfänge von Argumentationen sein, sind darum aber nicht schon ihre Begründungen. Stattdessen lassen Selbstbezüge Alternativen zu, sie erzeugen sie sogar. Das zeigt der bekannteste aller Selbstbezüge, der ebenfalls schon aus der Antike stammt, die Frage: Wenn ein Kreter sagt, alle Kreter lügen, lügt er dann oder sagt er die Wahrheit? Oder modern verkürzt: Wenn ich sage ‚ich lüge‘, ist das dann wahr oder falsch? Man sieht sofort: Beides. Denn wenn der Satz wahr ist, es also wahr ist, dass ich lüge, ist er falsch, denn dann lüge ich nicht, und wenn er falsch ist, es also falsch ist, dass ich lüge, ist er wahr, denn dann lüge ich. Dies nachzuvollziehen irritiert, erzeugt Krämpfe im Gehirn: Denn in diesem Selbstbezug der Unterscheidung von ‚wahr‘ und ‚falsch‘ gilt die Unterscheidung und gilt zugleich nicht, man kann nur denken, wenn man unterscheidet, kommt mit der Unterscheidung aber nun nicht weiter, das Denken oszilliert und blockiert, kurz: es ist desorientiert, und wenn Stimmungen hier eine Rolle spielen würden, hätte es Angst.

3. Anfänge mit Selbstbezügen, logisch desorientierenden Paradoxien und der Zeit

Aber eben dass man hier nicht weiterkommt, kann man – das hat Niklas Luhmann geltend gemacht – nutzen, um buchstäblich Halt zu machen und daran dann einen ersten Halt zu finden. Der Anfang ist dann eine Paradoxie oder Antinomie, die alternative Lösungen – ich lüge, ich lüge nicht – zulässt. Und die Paradoxie ist ihrerseits eine von zwei Alternativen, die durch den Selbstbezug einer Unterscheidung entstehen. Denn man kann sie mit dem positiven oder dem negativen Wert der Unterscheidung (wahr oder

falsch) auf sich selbst beziehen. Wird sie mit dem positiven Wert auf sich selbst bezogen, also gesagt, ‚es ist wahr, dass ich die Wahrheit sage,‘ oder ‚es ist gut, Gut und Böse zu unterscheiden‘, wird die Unterscheidung bestätigt und bekräftigt: eine Tautologie. Die Paradoxie oder Antinomie entsteht dagegen, wenn die Unterscheidung mit ihrem negativen Wert auf sich selbst bezogen wird wie im Satz ‚es ist wahr, dass ich lüge‘. Doch beide Selbstbezüge sind logisch möglich, und wenn man mit Selbstbezügen beginnen kann, dann ebenso gut oder ebenso schlecht mit Paradoxien wie mit Tautologien. Man kann bei beiden im Denken anhalten und von diesem Halt aus mit Argumentationen anfangen, aber ein letzter Halt im Denken sind beide nicht. Es gibt keinen letzten Halt im Denken.

Man hat, um Tautologien als Letztbegründungen zu retten, Jahrtausende lang Paradoxien einfach verboten, sie zum Zeichen eines irrenden Denkens gemacht. Später hat man versucht, Vorkehrungen gegen sie zu treffen wie die, dass man, wie Bertrand Russell, Ebenen in das Denken einzog, die nicht zugleich betreten werden durften. Aber auch das sind Unterscheidungen, die man auf sich selbst beziehen kann, und wollte man Selbstbezüge aus dem Denken überhaupt ausschließen, könnte man auch das Bewusstsein nicht als Selbstbewusstsein denken, Aktien einer Börsen-AG nicht an dieser Börse handeln, keine rekursiven, auf sich selbst reagierende Schaltkreise installieren oder mathematisch beweisen, dass mathematische Beweise nur entweder vollständig oder widerspruchsfrei geführt werden können. All das war Aristoteles noch nicht vertraut. Inzwischen arbeitet man damit jedoch problemlos.

Das Problem im Selbstbezug von Unterscheidungen ist, wie man jetzt sehen kann, die Zeit. Die Zeit ist für die Philosophie seit den Tagen Heraklits und Parmenides‘ das herausforderndste Problem geblieben, und Aristoteles schloss in seinem scheinbar sichersten Prinzip des Denkens, dem Satz des zu vermeidenden Widerspruchs, die Zeit einfach aus. Denn man kann wohl von etwas nicht *zugleich* sagen, es sei dies und sei dies nicht, z.B. ein Esel steht und geht zugleich, aber er kann ja jetzt stehen und nachher gehen. Aber dazu muss man die Zeit einbeziehen. Aristoteles hat denn auch den Satz des zu vermeidenden Widerspruchs nicht in seinen Schriften zur Logik vorgetragen, die er zu den ‚Zweiten Philosophien‘ rechnete, sondern in seiner ‚Ersten Philosophie‘, in der es um die ersten oder letzten Fragen ging. Und hier setzt mit dem letzten Prinzip des Denkens eine Kette neuer Fragen ein, Fragen, wie nun das Werden, das Sein in der Zeit, zu denken sei, und diese Fragen konnte Aristoteles letztlich nicht mehr beantworten. Seine Überlegungen sind nicht zum Schluss gekommen, es sei denn zu dem eines göttlichen unbewegten Bewegers, der heute kaum mehr als Letztbegründung plausibel ist, wenn es sich nicht sogar um eine Paradoxie handelt. Denn die Zeit paradoxiert das Denken, sobald man sie zum Gegenstand macht. Auch das hat Aristoteles schon gesehen, in einer anderen ‚Zweiten Philosophie‘, der Physik: Sagt man jetzt ‚jetzt‘, so ist dieses Jetzt schon vorbei und ein anderes Jetzt — und doch zugleich immer dasselbe Jetzt, also paradox. Stellt man, anders gesagt, die Zeit fest, beziffert man das Jetzt mit Tag, Stunde, Minute, Sekunde, Nanosekunde usw., so stellt man sie auch im wörtlichen Sinn fest, hält sie an, entzeitlicht sie, während sie doch weitergeht: Man paradoxiert sie also durch die bloße Feststellung und die Feststellung durch sich selbst.

Wenn man also nach dem Halt in der Orientierung fragt und mit Paradoxien anfangen kann, fängt man am besten gleich mit der Zeit an.

4. Keine Angst vor dem Relativismus

Halten wir fest: Dass man es im Leben wie in der Wissenschaft überall mit Selbstbezügen zu tun hat und mit ihnen beginnen kann, heißt nicht, dass dadurch Letztbegründungen möglich sind, und auch nicht, dass man sie überhaupt braucht. Zu Letztbegründungen treibt Philosophen die Angst vor dem Relativismus, und diese Angst ist unbegründet. Ohne Letztbegründung, meint man, wird alles haltlos, kommt alles ins Wanken, wird alles beliebig. Aber kann man überhaupt Beliebigen denken, sagen, tun? Was täte man, wenn man dazu aufgefordert würde? Man würde etwas Erwartbares tun, z.B. sich über diese Aufforderung wundern, erst einmal abwarten, nachfragen, was das solle, und sich dann, wenn nichts Erwartbares kommt, unmutig oder taktvoll abwenden oder sich über das Ganze belustigen. Man tut, sagt, denkt stets auf irgendeine Weise Erwartbares, auch wenn, z.B. bei Abenteuern, beim Schauspielern oder beim Witze-Erzählen auch einmal Unerwartbares erwartet wird. Etwas Beliebigen zu denken, zu sagen oder zu tun hieße in seinem Denken, Reden und Handeln völlig unorientiert zu sein, und das ist man nie, solange man überhaupt denken, reden und handeln kann, also nicht für gestört oder beschränkt erklärt wird und offensichtlich orientierungslos geworden ist. Man denkt, redet, handelt, positiv gesagt, immer in begrenzten und damit meist absehbaren, mehr oder weniger großen Spielräumen seiner Orientierung. Angst braucht man darum nicht vor Beliebigkeit zu haben, schon eher vor dem Gegenteil, der Unfähigkeit, Spielräume zu sehen, Alternativen zu erkennen, sich auf Neues einzustellen, kurz: sich neu zu orientieren. Das aber muss man können, wenn sich dauernd etwas ändert und man sich darauf einstellen muss. Menschliche Orientierung muss, wie man sagt, ‚mit der Zeit gehen‘ können, oder sie geht in ihr unter, und so muss sie sich auf eben das einlassen, was sich für das Halt suchende Denken als Paradoxie entpuppt, die Zeit. Und offenbar schafft die menschliche Orientierung das problemlos und zumeist auch ohne Angst vor Beliebigkeit.

Überraschender als alles andere sind aber andere Menschen, und so muss man sich gerade in der Kommunikation mit andern immer neu orientieren. Gründe und gar letzte Gründe helfen da nur begrenzt weiter. Gründe sind Annahmen, von denen man (selbstbezüglich) annimmt, dass andere sie teilen; sonst bräuchte man sie nicht vorzubringen. Mit Gründen versucht man andere zu überzeugen, dasselbe zu denken, zu sagen, zu tun wie man selbst. Aber derselbe Grund überzeugt nicht jeden. Dass Argumente für alle gleich gelten, ist ein Vorurteil von Philosoph(inn)en und Wissenschaftler(inne)n, die es mit einem schon eingespielten Kreis gleichsinniger Philosoph(inn)en und Wissenschaftler(innen), die man dann eine ‚Schule‘ nennt, zu tun haben. Aber selbst hier kann und darf immer noch eine(r) sagen, ‚das ist für mich kein Argument‘, ohne gleich für irrational erklärt und aus der scientific community ausgeschlossen zu werden. Dass alle in derselben Sache dieselben Argumente für ‚gut‘ und damit auch schon für allgemeingültig halten, mag ein Ideal sein, ist aber selbst in der

Wissenschaft eine Fiktion, die eine Paradoxie verdeckt, die Grundparadoxie der Wissenschaft: Dass es in der Wissenschaft wohl darum geht, so etwas wie allgemeingültige Wahrheiten zu finden, zugleich aber für jede(n) einzelne(n) Wissenschaftler(in) auch darum, *neue* Wahrheiten zu finden, die trivialerweise nach den *alten* Maßstäben der jeweiligen Wissenschaft *nicht* wahr sind, es aber werden können, wenn der Fund auch andere – in der Regel keineswegs alle – überzeugt und die Wissenschaft sich dann entsprechend ändert, also ihrerseits mit der Zeit geht. In ‚guter‘ und insofern wiederum paradoxer Wissenschaft steht nichts fest, sondern alles, auch ihr Grundsätzlichstes, auch ihre scheinbar letzten Gründe können mit der Zeit wieder in Frage gestellt werden. So brauchen Wissenschaften und Wissenschaftler(innen) nicht nur keine Letztbegründungen, sondern werden durch Letztbegründungen im Gegenteil an ihrem Fortkommen gehindert.

Der Gegensatz zum Relativismus, vor dem man so viel Angst hat, wäre der Absolutismus, die Annahme eines letzten, nicht mehr zu begründenden und darum auch nicht mehr in Frage zu stellenden Grund, der in diesem Sinn absolut feststeht. Aber auch dieses Absolute müsste ja jemand feststellen, und wer sollte mehr als andere das Recht haben, es festzustellen, wer in der Welt könnte und wollte die Verantwortung dafür auf sich nehmen, dieser Welt, dem Leben auf der Erde oder auch nur einer einzelnen Wissenschaft eine absolute, für alle gleich gültige und für immer unveränderliche Ordnung zu geben? Es verhält sich mit dem absoluten Feststehen, um von solchen Höhen wieder auf die Erde zurückzukehren, ähnlich wie mit dem schlichten Stehen überhaupt. Man kann nicht lange fest auf einem Punkt stehen, und sei er noch so fest gegründet, und man kann dabei auch leicht (durch Gegen Gründe) umgestoßen werden. Aber man kann lange *gehen*, wobei man immer nur mit einem Bein den Boden berührt und mit dem andern schon einen neuen Boden sucht, und man kann dabei auch immer neue Wege suchen. Auf einem Fahrrad kann man sich noch schwerer im Stand halten, aber um so schneller neues Gelände erkunden. Das Unfall- und Umfallrisiko steigt dabei aber auch. Im Auto sitzt man geschützt und man kann kaum umfallen; es steht nun ziemlich sicher, aber nicht auf einem festen Bein, sondern auf vier beweglichen und gut gefederten Rädern. Und damit kann man noch schlimmere Unfälle verursachen. So oder ähnlich ergeht es Menschen auch mit ihrer Orientierung. Die Risiken wachsen mit der Beweglichkeit, aber was man kaum kann, ist, immer fest und sicher zu Hause im Sessel sitzenbleiben. Da *fällt* man nicht, aber *verfällt*, und das Leben zieht vorbei. Angst ist hilfreich im Leben, und so ist es auch die Angst vor dem Relativismus in der Philosophie. Aber Angst reicht im Leben und auch in der Philosophie nicht aus. Man braucht auch Mut, Mut zu immer neuen Orientierungen, wenn die Zeit immer Neues bringt. Und für den Halt sorgt die Orientierung dann selbst.

5. Der Halt der Orientierung

Menschliche Orientierung, so unsere These, schafft sich selbst ihren Halt. Und sie hält sich, um zunächst einen kurzen Vorblick zu geben, dabei eben an den Relativismus. Von dessen Schreckgespenst bleibt nur, dass Menschen sich unterschiedlich orientieren, dass

ihre Orientierungen getrennt sind. Aber eben dadurch gewinnen sie an Orientierung. Relativismus heißt dann nicht, dass alles beliebig sei, sondern dass jede Orientierung ihren Standpunkt, ihre Horizonte und Perspektiven hat, in denen sie in ihrer Situation ihre eigenen Anhaltspunkte findet, anhand derer sie sich eine eigene Übersicht über die Situation verschafft, um dann ihre eigenen Entscheidungen darüber zu treffen, was zu tun ist. Andere Perspektiven anderer Orientierungen können der eigenen Orientierung dabei andere Alternativen aufzeigen. Dabei spielen sich überall Routinen ein, die, um immer neuen Situationen gerecht zu werden, Spielräume lassen müssen, deren Funktionieren aber Halt in Gestalt der Zuversicht in ihr weiteres Funktionieren gibt. Die Relativität oder Perspektivität gilt auch für den Gebrauch von Zeichen in der Kommunikation. Auch die Zeichen, die man einmal von anderen gelernt hat und in denen man nun seine Orientierung auf seine Weise anderen mitteilen kann, verstehen andere in ihren Situationen ebenfalls in Spielräumen anders, aber man kann die Spielräume dort, wo es zur Verständigung nötig ist, durch den Gebrauch weiterer Zeichen mit anderen Spielräumen so weit verengen, dass die Zeichen hinreichend eindeutig werden. So können sich auch hier Orientierungen aneinander orientieren und voneinander lernen, ohne dass es dazu, wie die philosophische und theologische Tradition lange angenommen hatte und vielfach weiter annimmt, der absolute Voraussetzung einer allen gemeinsamen, universalen Vernunft und allen gemeinsamer, universaler oberster Werte bedürfte, die mit Hilfe oder aus dieser Vernunft zu begründen wären. Orientieren aneinander kann man sich, da die Situationen immer andere sind, nur in Spielräumen, und darum müssen die Spielräume und damit die Relativität und Perspektivität bis zuletzt bleiben. Es sind Spielräume, um mit der Zeit zu gehen, und an den Grenzen der jeweiligen Spielräume finden Orientierungen hinreichend Halt, ohne dadurch in etwas auf Dauer festgehalten zu werden. Und entsprechend sind moderne demokratische Gesellschaften organisiert.

Im Folgenden sei all dies ein wenig erläutert und mit den Paradoxien unterfüttert, die die Zeit im Denken schafft und mit denen die menschliche Orientierung gleichwohl spielend umgehen kann.

5.1. Offensichtlich können andere immer anderer Meinung sein (auch über den Relativismus und den Halt in der Orientierung) und andere Gründe haben als man selbst. Denn jede Orientierung geht, wie man dann sagt, von ihrem *Standpunkt* aus, ist, mit anderen Worten, relativ zu einem Standpunkt, nicht nur einem lokalen, sondern auch einem ökonomischen, politischen, moralischen, ästhetischen, religiösen, sexuellen, kulturellen usw. und, sofern sie ihn entsprechend reflektiert, auch von einem philosophischen. An ihrem Standpunkt hat sie einen ersten Halt. Und schon hier steckt ein Selbstbezug und eine Paradoxie: Den eigenen Standpunkt nimmt man selbst nicht wahr, und man kann ihn auch nicht verlassen; er ist in diesem ganz schlichten Sinn für die jeweilige Orientierung absolut. Wechselt man aber den Standpunkt oder begegnet man anderen Standpunkten, wird man auf den eigenen Standpunkt aufmerksam, relativiert ihn dann von andern her. Aber auch das ist wieder nur vom eigenen Standpunkt aus möglich. Absolut und relativ ist eine Unterscheidung wie andere auch, von deren Seiten wechselnd, alternativ, Gebrauch gemacht werden kann. Auf diese Weise

bleibt der Standpunkt der Orientierung in Bewegung. Er ist insofern kein Stand-, sondern ein Bewegungspunkt.

5.2. Von Standpunkten aus eröffnen sich *Horizonte*. ‚Horizont‘ heißt ‚das Begrenzende‘. Man sieht etwas immer vor einem Horizont, der das Blickfeld abschließt und den Blick dadurch hält. Auch diese Art von Grenze ist, das ist nun kaum mehr anders zu erwarten, selbstbezüglich und paradox. Denn schaut man auf den Horizont selbst, ist er schon nicht mehr der Horizont, sondern erscheint vor einem anderen Horizont; die Hauswand, die der Horizont für die davor stehende Bank war, wird ein Gegenstand vor dem Horizont des ganzen Hauses, das ganze Haus vor dem Horizont des Meers dahinter, das Meer vor dem Horizont des blauen Himmels. Geht man auf den Horizont zu, verschwindet er wie im Fall des Hauses oder zieht sich zurück wie im Fall des Himmels. Nicht nur der Standpunkt, auch der Horizont, die Grenze der Orientierung ist beweglich. Damit bleiben der Orientierung immer Alternativen, die jedoch nicht immer realisiert werden können und also ungewiss bleiben. Von einem anderen Standpunkt aus, in einem anderen Horizont könnte alles anders aussehen, aber man kann nicht sagen wie, da man sich nicht in alle Horizonte begeben kann. So ist die menschliche Orientierung *in Ungewissheiten eingeschlossen* und kann sie, da sich mit jeder Gewissheit neue Ungewissheiten auftun, nie ganz mit ihnen fertig werden.

5.3. Das Blickfeld zwischen einem Standpunkt und einem Horizont ist die *Perspektive*. Die Perspektiven bewegen sich mit den Standpunkten und Horizonten. Die Standpunkte und Horizonte können sich aber auch *in* einer Perspektive bewegen; man kann in demselben Horizont seinen Standpunkt und von demselben Standpunkt aus seinen Horizont verändern. In der Struktur von Standpunkt, Horizont und Perspektive bleibt die Orientierung von Grund auf beweglich, kann sich so auf immer neue Situationen einstellen und also mit der Zeit gehen. Die Zeit, die kommt, die Zukunft, aber ist das schlechthin Ungewisse; alles kann immer auch anders kommen, als man es sich gedacht hat. So ist die Orientierung die *Kunst des Umgangs mit dem Ungewissen*.

5.4. Blaise Pascal, der vor einem tief christlichen Hintergrund bisher am mutigsten von der Ungewissheit aller Orientierung ausging, empfahl um so mehr, ‚für das Ungewisse zu arbeiten‘ (*travailler pour l'incertain*) – unter der bleibenden Bedingung der Ungewissheit. Die menschliche Orientierung tut das laufend. Sie hält sich, die deutsche Sprache hat dafür ein sehr sprechendes Wortfeld, an *Anhaltspunkte*. Anhaltspunkte sind Punkte, an denen man bei der Suche nach Orientierung anhält, mit denen man sich kurz aufhält und die man nur vorläufig fest-, wie man sagt, ‚im Auge behält‘. Man hält sich zu ihnen auf Distanz, hält sich zurück, sie sogleich für haltbar zu halten, setzt sich zu ihnen in ein Verhältnis, in dem man sie gegen weitere Anhaltspunkte halten und so über ihre Haltbarkeit entscheiden kann. Anhaltspunkte der Orientierung bleiben unter Vorbehalt, sie werden immer nur ‚berücksichtigt‘. So kann man sich bei einem Gang über die flache und weite vorpommersche Boddenlandschaft zur Orientierung an eine Eiche halten, die da allein mitten im Gelände steht, oder man hält sich an einen bestimmten Begriff in einem philosophischen Text, jetzt etwa an den Begriff des ‚Anhaltspunkts‘. Sofern man sich an Anhaltspunkte hält, ohne sie festzuhalten, sondern sich von ihnen zu weiteren Anhaltspunkten leiten lässt, sind auch

sie paradox. Aber nur so kann sich – mit der Zeit – zeigen, ob und wie Anhaltspunkte zueinander passen, und je besser sie in der jeweiligen Orientierungssituation zueinander passen, desto eher wird man sich an sie halten. Taucht hinter der Eiche am Horizont ein Kirchturm auf, wird da wohl auch ein Dorf und ein Gasthaus sein, wo man einkehren kann; passt ein Begriff zum andern, wird da auch ein Sinn in einem philosophischen Text sein.

5.5. Die Kriterien des Passens sind ebenfalls beweglich, man kann sie je nachdem, worum es geht, enger und weiter, lockerer und strenger fassen und auch ganz verändern. Hier bleiben *Spielräume der Entscheidung*. Mit Entscheidungen schließt man Alternativen aus, Alternativen, die vielleicht viel weiter geführt hätten. Z.B. können für das Zustandekommen von Bekanntschaften, Freundschaften, Partnerschaften unscheinbarste Anhaltspunkte ausschlaggebend sein; hätte man sich für andere Anhaltspunkte entschieden und sich an sie gehalten, wäre das ganze weitere Leben vielleicht anders verlaufen. Auch Entscheidungen, wenn es echte Entscheidungen sind, sind paradox. Denn man muss sich gerade dann entscheiden, wenn man sich nicht entscheiden kann, also kein letztes Kriterium für die Entscheidung hat (ist der eine Mann klug, charaktervoll, sieht gut aus und verdient auch noch gut und der andere etwas beschränkt, dazu charakterlos, unansehnlich und ohne rechtes Einkommen, ist die Entscheidung leicht; was aber, wenn der Mann gut aussieht und charakterlos ist?). Hat man sich dann doch entschieden, kommt die nächste Paradoxie: Denn nun sollte man die Entscheidung nicht wieder in Frage stellen, also keine neue Entscheidung über die alte Entscheidung treffen, sondern an dieser, wie man sagt, ‚entschieden‘ festhalten. Ansonsten gilt man selbst als haltlos, bei sich selbst und andern. So schafft man der eigenen Orientierung Halt durch eigene Entschiedenheit. Und das heißt: Man schließt die Zeit nun bis auf weiteres aus, trifft nicht in jeder neuen Situation wieder eine neue Entscheidung, aber auch das, wiederum paradox, nur auf Zeit.

5.6. Um seine Entscheidungen schon unter Anhaltspunkten abzusichern, sucht man möglichst *Übersicht* über die neue Situation zu gewinnen. Und auch hier tut sich eine Paradoxie auf, die bekannte *Wald-Bäume-Paradoxie*: Man kann leicht vor lauter Bäumen den Wald und vor lauter Wald die Bäume nicht sehen. Das deutsche Wort ‚übersehen‘ drückt das wieder gut aus. Es ist doppelsinnig: Wenn man eine Situation übersieht, sieht man alles und kann gerade dadurch Einzelnes übersehen. Da das Ganze aus dem Einzelnen besteht, geht das logisch nicht. Es geht aber doch, wieder mit Hilfe der Zeit: Man oszilliert, um Übersicht zu gewinnen, zwischen dem Ganzen und dem Einzelnen, geht zwischen dem Wald und den Bäumen hin und her, bis man sich in der Situation zurechtfindet und mit ihr zurechtkommt. Die *Oszillation*, das Hin- und Hergehen in der Zeit nicht nur zwischen dem Ganzen und dem Einzelnen, sondern auch zwischen sich anbietenden Anhaltspunkten, zwischen Standpunkten und Horizonten und vielem anderen, das noch kommt, gelingt, auch wenn es logisch schwer fassbar ist, der alltäglichen Orientierung leicht. Danach ist die Orientierung nicht primitiver, sondern weit komplexer, als die Logik es bisher fassen kann, und logische Verfahren sind in unserer Lebensorientierung, so hilfreich und wichtig sie sind, nur begrenzt einsatzfähig.

5.7. All das, die Sichtung von Anhaltspunkten einer Situation, die Entscheidung für

bestimmte Anhaltspunkte, die Oszillation, um aus einzelnen Anhaltspunkten Übersicht über die ganze Situation zu bekommen, läuft in der Regel blitzschnell, unwillkürlich und kaum bewusst ab. Wird man sich der Orientierungsprozesse bewusst, hat man entweder Schwierigkeiten mit ihnen oder ist Philosoph oder beides. Meist bleibt gar keine Zeit zur Überlegung und Überprüfung, die neue Situation ist schon da, kaum dass man sich in der alten zurechtgefunden hat. Die Orientierung steht fast immer unter Zeit- und Handlungsdruck. Zögert man bei wechselndem Wind zu lange, die Segel umzusetzen, kann das Boot schon gekentert sein. Doch wie zunächst Oszillationen helfen hier *Routinen*, in vergleichbaren Orientierungssituationen wiederholte und allmählich eingespielte Orientierungsprozesse. In Routinen stabilisiert sich die Orientierung, gewinnt sie allmählich weiteren eigenen Halt. Wir leben weitestgehend in Routinen, und solange sie laufen, lassen sie zuversichtlich erwarten, dass es auch so weiterlaufen wird. Das bedeutet Halt für die Zukunft. Haben sich Routinen einmal eingespielt, kann man die Lernprozesse vergessen (wie beim Gehen oder beim Fahrradfahren oder beim Sprechen, irgendwann kann man's, und dann muss man nicht mehr erklären können, wie das eigentlich geht, und es wäre sehr schwer zu erklären). Die Orientierung, die im Lauf der Zeit laufend dazulernen muss, wird so auch laufend entlastet. Auch darin steckt wieder eine Paradoxie: Gewissheit und Zuversicht beginnen mit dem Vergessen, also dem Unbewusst- und so auch Ungewiss-Werden der Ungewissheit und der Angst vor ihr. Und Gewissheiten sind nicht erst Gewissheiten des bewussten Wissens, sondern eben schon unwillkürlich eingespielte Routinen. Sie können gestört werden und einbrechen, und man kann dadurch (mehr oder weniger) verstört sein. Dann braucht man Zeit, bis sich neue Routinen einspielen. Und sie spielen sich in aller Regel wieder ein. Routinen der Orientierung wachsen nach.

5.8. Neuer Halt, aber auch neue Gefahr kommt in die Orientierung durch die *Zeichen*. Zeichen sind zunächst besonders auffällige, markante Anhaltspunkte, die gleichsam im Gedächtnis markiert werden. Sie können sich dann von vorgegebenen Anhaltspunkten lösen, und man kann sie zu gezielten Markierungen verwenden, indem man z.B. etwas ankreuzt oder einkreist. So werden sie in wechselnden Situationen wiederverwendbar. Markierungen von Lauten können zu Buchstaben werden, die man auf Papier versammeln und in der Hand halten kann, als Landkarten und Schriften und als Schriften auf Landkarten. Man hat dann die Orientierung als solche buchstäblich vor sich, bekommt dadurch Distanz zur Welt und zur Zeit, kann sich besondere Zeichenwelten schaffen und in ihnen orientieren. Die Orientierungskunst als *Zeichenkunst*, zu der alle Arten von Sprachen gehören, wird zu einer großen *Weltabkürzungskunst*, wenn eine Vielzahl von Zeichen wieder durch Zeichen, z.B. ein Beitrag wie dieser durch seinen bloßen Titel und eine Vielzahl von Beiträgen durch einen Buch- oder Hefttitel abgekürzt wird. Diese Weltabkürzungskunst macht es möglich, weit über den in einer Situation gegebenen Weltausschnitt hinaus Welt im ganzen zu erfassen — aber eben nur in solchen Zeichen, die die Welt entsprechend verkürzen und in wechselnden Situationen darum auch wieder anders verstanden werden können. Durch ihre Weltabkürzungskunst bekommt unsere Orientierung neue Selbstbezüge, aber auch eine neue Paradoxie: Wir haben die Welt nur in unseren Zeichen, das heißt vor allem in unseren Sprachen,

Sprachen, die die Welt sehr unterschiedlich wiedergeben können, so wie wir ein großes Gelände nur auf Karten übersehen und die Karten Verschiedenes zeigen können. Wir haben also die Welt und haben sie zugleich nicht. Kein Absolutes führt aus dieser Paradoxie heraus. Denn auch und gerade ein solches Absolutes wäre ja Teil der Weltabkürzungskunst.

5.9. Wir halten uns vor allem an Zeichenwelten. Zeichen entstehen weitestgehend in der *Interaktion*, dem Handeln in Bezug aufeinander, und der *Kommunikation*, dem sprachlichen Austausch miteinander. Durch Interaktion und Kommunikation bekommt die Orientierung weiteren Halt, und durch sie erleichtern und entlasten wir unsere eigene Orientierung am stärksten. Denn in den meisten für uns neuen Situationen übernehmen wir die Orientierungen anderer, die solche Situationen sichtlich schon beherrschen. Das tun wir schon, wenn wir heranwachsen, da halten wir uns an Eltern, Erzieher, Freunde usw. Auch später noch sieht man sich, wenn man in eine unvertraute Situation gerät, z.B. in eine fremde Stadt kommt oder eine neue Arbeit aufnimmt oder in den Ruhestand geht oder sich, wenn die Zeit dafür längst abgelaufen scheint, noch einmal verliebt, bei anderen um. Wie machen *sie* es? Sicher, sie machen es anders, weil sie anders sind, aber manche Erfahrung kann man doch übernehmen, manche Fehler, die die andern gemacht haben, selbst vermeiden. Man ist stets beruhigt, wenn andere sich ähnlich orientieren, und beunruhigt, wenn das nicht der Fall ist: Man empfindet die Ungewissheiten der Orientierung und die Risiken der Desorientierung so stark, dass man sich meist lieber auf die andern als auf sich selbst verlässt (wenn alle in die andere Richtung gehen oder fahren, zweifelt man, zu Recht, an der eigenen). Man behält sich auch hier eigene Spielräume vor, aber orientiert sich meist an andern, der Hauptteil auch der menschlichen Orientierung ist *Orientierung an anderer Orientierung*.

5.10. Doch so sehr die Orientierung an anderer Orientierung beruhigenden Halt geben kann, schafft sie auch neue Gefahren. Wie weit kann man sich auf das, was jemand sagt, verlassen? Er könnte auch spaßen, heucheln, täuschen wollen. Denn das *Bewusstsein*, das Voraussetzung für den Gebrauch sprachlicher Zeichen ist, bleibt für anderes Bewusstsein undurchschaubar. Das Bewusstsein ist, seit es in der Moderne seine dominierende Rolle zu spielen begann, das stärkste Beispiel eines Selbstbezugs gewesen: Um vom Bewusstsein zu sprechen, muss man sich seiner bewusst sein, ohne dass man deshalb wissen müsste oder auch nur könnte, was es ‚an sich‘ ist. Aber eben dieser Selbstbezug macht dann auch möglich, dass man sich bei dem, was man sagt, etwas anderes denkt, dass man also auch die Un- oder Halbwahrheit sagen kann. Die Philosophie der Moderne hat auf das selbstbezügliche Bewusstsein hohe Bauten unbedingter Gewissheiten einer für alle gleichermaßen gültigen Logik, einer schlechthin objektiven Wissenschaft und einer für alle verbindlichen Moral errichtet, und dabei vorausgesetzt, dass man, wenn schon nicht in den Körpern und Sinnen, so doch in den Bewusstseinen – man muss den noch immer ungewohnten Plural gebrauchen – übereinstimmen kann. Aber eben davon kann man nichts wissen. Und man müsste gar nicht kommunizieren, wenn man in den Bewusstseinen immer schon einverstanden wäre. Man kommuniziert im Gegenteil, um die Risiken des Missverständnisses und der Täuschung unter Bewusstseinen zu verringern. Die Erwartung eines apriorischen Einverständnisses in irgendetwas erweist

sich in der tatsächlichen Orientierung an anderer Orientierung als eine Illusion, als bloßes Wunschenken.

5.11. In der Orientierung an anderer Orientierung kann gleichwohl *Vertrauen* entstehen. Auch hier spielen sich wieder Routinen ein: Man lernt allmählich, wem man vertrauen, an wen man sich halten kann und an wen nicht. Aber je größer das Vertrauen, um so mehr kann das Vertrauen missbraucht werden. So steigert sich durch die Kommunikation mit dem Halt auch das Risiko der Orientierung. Eben darum braucht man *Mut* in der Orientierung. Mut ist die Bereitschaft zum Risiko und die Erwartung, mit dieser Bereitschaft weiterzukommen. Da nichts in unserer Orientierung absolut gewiss ist, geht es von Anfang an nie ohne Risiken. So kommt es darauf an, die Risiken der Orientierung möglichst sicher, möglichst routiniert einzuschätzen. Soweit man sich dabei auf andere verlässt und dadurch einige Sicherheit gewinnt, *verlässt* man sich selbst im wörtlichen Sinn. Wenn aber alle sich selbst verlassen, um sich auf andere zu verlassen, könnten bald alle ganz verlassen sein. So kommt es zuletzt darauf an, dass in Situationen, die für viele gefährlich werden können, z.B. weltweite Finanzkrisen, über deren Entstehung und Verlauf offenbar niemand den rechten Überblick hat, jemand doch mutig Orientierung geben kann. Dieser Mut ist seinerseits riskant, er kann, wenn er nicht zum Erfolg führt, leicht Autorität und Stellung kosten. Aber die Orientierung der meisten an der Orientierung anderer ist eben auch riskant und noch riskanter.

5.12. Man sollte darum den Mut führender Politiker nicht verachten, in regionalen, nationalen oder globalen Krisen, das heißt, Situationen offenkundiger Ungewissheit des Ausgangs, in diese Ungewissheit hinein Entscheidungen zu treffen, an denen sich andere orientieren können und die sie vor allem dann, wenn es schlecht ausgeht, verantworten müssen. Da kann, da muss auch viel schiefgehen. Doch auch hier hilft wieder die Zeit und die Oszillation: In *modernen demokratischen Gesellschaften* werden die in Führungsämter gewählt, denen man besondere *Orientierungs-, Urteils- und Entscheidungsfähigkeiten* zutraut, nicht definitives Wissen über definitive Wahrheiten. Auch hier kann man sich täuschen. Dann kann man die Gewählten nach einiger Zeit auch wieder abwählen. *Unser politisches System arbeitet mit im Alltag bewährten Orientierungsmethoden*. Es nutzt in periodischen Wahlen die Zeit und die Oszillation zwischen Alternativen, schafft, wo neue Zeiten es erfordern, Spielräume für neue, ungewohnte, riskante politische Entscheidungen und zieht diesen Spielräumen zugleich Grenzen durch das Recht, das seinerseits in Spielräumen verändert werden kann. So hält sich auch die politische Orientierung demokratischer Gesellschaften in Bewegung und findet Halt in eben dieser Bewegung.

Den sichersten und einzigen Halt hat die menschliche Orientierung, sollte damit deutlich werden, zuletzt in sich selbst, in ihren eigenen Fähigkeiten, aus neuen Situationen, privaten und öffentlichen, das Beste zu machen. Hier wäre weiter zu verfolgen, wie die Funktionssysteme der modernen Gesellschaften, nicht nur Politik, auch Wirtschaft, Medien, Recht, Wissenschaft, Kunst, Religion, Erziehung, orientieren und wie man sich an ihnen orientiert. In all dem kann sich die menschliche Orientierung nur noch an sich selbst halten – und sie kann es, ohne Angst vor dem Relativismus.